

Wa(h)re Gefühle: die selektive Authentizität in der Therapie

Schmidbauer, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmidbauer, W. (1999). Wa(h)re Gefühle: die selektive Authentizität in der Therapie. *Journal für Psychologie*, 7(4), 17-33. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28619>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wa(h)re Gefühle

Die selektive Authentizität in der Therapie

Wolfgang Schmidbauer

Zusammenfassung

Nach einer Skizze einiger persönlicher Erfahrungen mit Authentizität in der Psychotherapie wird das Problem des professionellen Umgangs mit Gefühlen im therapeutischen Kontext an dem Konflikt zwischen Freud und Jung vertieft. Dabei wird ein konstitutionelles Risiko der modernen Psychotherapie deutlich: der respektlose Übergriff und die Analyse ohne Einverständnis des Analysierten. Selektive Authentizität bedeutet, daß Arbeit und Gefühlsleben in einem neuartigen Verhältnis zueinanderstehen, der Beruf ist intimitätsnah, das Privatleben weckt Erinnerungen an die Arbeit. Zur Ordnung dieses komplexen Wechselverhältnisses zwischen der professionellen Gefühlsarbeit in der Psychotherapie und dem privaten Gefühlsbereich des Therapeuten wird eine Typologie als Anregung zur selbstkritischen Auseinandersetzung mit den damit verbundenen Problemen vorgestellt. Abschließend werden die Rolle der Psychologie in der Öffentlichkeit und die Frage nach der Herkunft des Authentizitätskonzepts diskutiert.

Der Titel meines Vortrags greift mit dem Wortspiel von wahr und Ware einen Text auf, auf den ich mich direkt und indirekt vielfach beziehen werde: »Helfen als Beruf - Die Ware Nächstenliebe.« Ich habe in der Vorarbeit wieder darin gelesen. Das Buch erschien 1982, es verarbeitet Eindrücke aus den Gesundheitstagen, aus der Professionalisierungskritik von Ivan Illich, viele eigene Erfahrungen als Supervisor und Ausbilder von Helfern. Ein zentraler Gedankengang ist die Unterscheidung von alten, normativen Helfern und neuen Helfern, die sich an einer im Prinzip einzigartigen emotionalen Beziehung zu ihren Klienten orientieren. Als Prototypus dieser neuen Helfer diente mir Freud; schließlich hat er schon in den »Studien über Hysterie« festgestellt, daß er

Neurotiker nur behandeln kann, wenn er sie für wertvolle Menschen hält, während er bei organisch Kranken diesen Anspruch nicht stellt. Darin steckt ein Versprechen an den Psychotherapeuten, er könne sozusagen im Authentischen arbeiten, und weite Teile meiner Argumentation zielten in die Richtung, daß dieses Versprechen wie viele Verheißungen doppelgesichtig ist: Die familiäre, fast freundschaftliche, von intensiven Gefühlen durchtränkte und daher wenig entfremdete Arbeit des Psychotherapeuten verschafft ihm Abstand und Freiraum von den Verwertungs- und Leistungszwängen des Kapitalismus; auf der anderen Seite aber führen die Zwänge der professionellen Organisation auch zu einer massiven, oft ihrer selbst unbewußten Gefühlsunterdrückung und Gefühlskontrolle. Wenn ein Klient etwa sagt, er wisse nicht, was er mit seinen aufgewühlten Gefühlen machen solle, wenn die Sitzung vorbei sei, denkt der Therapeut »Widerstand«.

Umgekehrt wird der Professionelle, wenn er durch einen Seitenblick auf die Uhr festgestellt hat, daß die vereinbarte Zeit bald um ist, Deutungen vermeiden, die zu heftigen Gefühlsäußerungen führen könnten, weil er sonst Gefahr läuft, entweder eine schluchzende Patientin auf die Straße zu schicken oder die Stunde so lange zu überziehen, bis die Tränen getrocknet sind. Dieser Blick auf die Uhr ist nebenbei bemerkt ein interessantes Studiengebiet, das den Umgang mit den professionellen Qualitäten einer Interaktion demonstriert. Er reicht von der im Sprechzimmer offen aufgehängten, elektrischen Uhr mit einem roten Bereich, der jeweils zehn Minuten vor der vollen Stunde beginnt, bis zur völligen, in einem Arbeitszimmer eher ungewöhnlichen Abwesenheit jeder Zeitmessung, die dann durch heimliche Blicke auf die Armbanduhr

kompensiert wird. Manche Klienten sind dafür hochsensibel, es ist fast unmöglich, auf die Uhr zu sehen, ohne daß sie es bemerken. Das Problem ist keines, das für unsere Berufsgruppe allein zutrifft; wer den Film »Klute« mit Jane Fonda gesehen hat, kennt die dramatische Symbolik des Blicks auf die Uhr in einem anderen Feld, dem der professionellen Beschäftigung mit Sexualität.

Dieses Schwanken zwischen forcierter Familiarisierung und forcierter Professionalisierung scheint mir immer noch ein zentrales Merkmal der psychotherapeutischen Identität. Manche Therapeuten lassen sich jede Stunde im voraus bar bezahlen; andere zögern, Rechnungen auszustellen, und behandeln oft monatelang umsonst. Praxen sind manchmal extrem unpersönlich eingerichtet; in anderen hängen Familienphotos, stehen auf Reisen gesammelte Kunstgegenstände. Entsprechend stark variieren auch die jeweils für »therapeutisch günstig« gehaltenen Gefühlsäußerungen. Ich will hier den radikalen Umschwung im Urteil über sexuelle Intimitäten zwischen 1975 und 1995 nicht eigens betonen - was damals als problematisch, aber entschuldigbar und in Einzelfällen vielleicht sogar als besonders kühn und innovativ galt, wird heute als sexueller Mißbrauch gesetzlich verfolgt. Wenn Supervisoren unermüdlich Anna Freud zitieren - »der Analytiker kann alles tun, er muß nur wissen, was er tut«, ist es schwer zu sagen, ob sie diese Kultur des Widerspruchs pflegen oder transzendieren. In meiner eigenen Interventionsgruppe sind wir uns nicht einig, ob es notwendig ist, Patienten sympathisch zu finden oder nicht. Ein Kollege vertritt energisch die Ansicht, daß er niemanden in Behandlung nimmt, den er nicht sympathisch findet; er zitiert in diesem Zusammenhang Ferenczi. Zwei andere - einer davon bin ich - finden das voreilig, der Sympathiebegriff ist uns zu oberflächlich. Dieser Kollege arbeitet, wiewohl ausgebildeter Psychoanalytiker, auch körpertherapeutisch, während wir uns einig sind,

daß man Patienten - vom Begrüßungshandschlag abgesehen - nicht anfassen sollte.

Wenn ich fassen will, was mich heute an meinen Überlegungen von 1982 stört, dann ist es die manchmal naiv vorgetragene Idee der Gemeinschaft, die in Bindungen aneinander hängt, die noch nicht durch den Warencharakter verdorben sind. Ich habe mich zwar immer wieder verbal von jeder Art der Nostalgie distanziert, aber ich habe doch auch an dem Mythos teilgehabt, daß sich alle Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung und Kälte zurückführen lassen. Richard Sennet hat in seinem Buch über die Tyrannei der Intimität¹ die ideologischen Seiten dieser Überzeugung pointiert herausgearbeitet: Menschliche Wärme, emotionale Nähe werden vergötzt, politische Kategorien in psychologische umgeformt, emotionale Beziehungen gelten als Vehikel der Freiheit, gesellschaftliche Formen und die selbst auferlegte Verpflichtung, mit den eigenen Gefühlen niemand anderem zur Last zu fallen, sind etwas, das man überwinden muß. Als ich »Helfen als Beruf« schrieb, hatte ich mich schon weit von einer These der Selbsterfahrungsgruppenbewegung distanziert, in der jeder Gruppenleiter einen kleinen Che Guevara in sich trug: Er schaffte »befreite Gebiete« offener, gefühlsbestimmter Interaktion, von denen aus die ganze Gesellschaft schließlich reformiert werden sollte.

Es freut mich, daß die Veranstalter einem Praktiker Gelegenheit geben, auf diesem wissenschaftlichen Kongreß zu sprechen. Aber ich bin natürlich auch in Sorge, ob ich mit meinen Überlegungen anspruchsvolle und theorieinteressierte Hörer(innen) befriedigen kann. Schließlich habe ich mich damit getröstet, daß ich es gut sein lassen darf, wenn ich bereit bin, die Pseudogewißeheiten der Praxis zuzugestehen und dafür eintausche, daß auch die forschende Wissenschaft bereit ist, über ihre eigenen Pseudogewißeheiten nachzudenken. »Gefühle«

bieten ja ein weites Thema, und obwohl jeder therapeutische Praktiker täglich mit ihnen zu tun hat, lernt er nie aus, ist immer wieder überrascht, weil sich ein Stück Logik, das er dem Irrationalen bisher überstülpen konnte, in einer neuen Situation als wertlos erweist.

So will ich auch gleich zugeben, daß ich meine beiden Themenformulierungen - das Wortspiel von Wahr und Ware ebenso wie die erhabener klingende Formulierung von der selektiven Authentizität - vor allem an praktischen Beispielen demonstrieren will und daß wir auf diesem Weg immer wieder dem Paradox begegnen werden, das darin liegt, das Irrationale mit den Mitteln der Ratio zu erfassen. Sie erinnern sich an Freuds optimistisches Bild von diesem Prozeß: die Trockenlegung der Zuidersee, in der sozusagen aus Schlamm und Sumpf festes Ackerland entsteht. Aber diese Metapher ist politisch, nicht wissenschaftlich, d.h. sie drückt einen Wunsch und den Anspruch einer Bemächtigung aus; wenn wir die ganze Situation, also die Wechselwirkungen zwischen den Mächten der See und denen des Deichbauers betrachten, dann erkennen wir doch, daß für jedes Stück Land, das er dem Meer abringt, anderswo ein Küstenstreifen wieder in einer Sturmflut versinkt. Wir Psychologen denken, daß unsere Wissenschaft uns Mittel an die Hand gibt, das menschliche Gefühlsleben genauer zu erkennen und zu beurteilen, als das dem Laienverstand möglich ist. Aber - hier meine erste Beobachtung (ich scheue mich, sie als These auszugeben): Diese sozusagen zur Aufwertung unserer Disziplin gedachte Botschaft kommt in der Öffentlichkeit oft so an, daß nicht die Psychologie die Gefühls-wirrungen klärt und erleuchtet, sondern umgekehrt die Gefühle das Bild der Psychologie trüben, bis sie schließlich mit dem zusammenfällt, das sie aufklären sollte. Hier ein Beispiel:

Am 2. Juli 1998 stand auf der Titelseite der ZEIT ein Artikel über das »Ende des Masochismus«. Es ging um ein Positionspapier

deutscher Manager, die zum Wahljahr den Standort Deutschland zur Kohlroulade schönzureden versuchten. Das interessiert heute nicht mehr; mir geht es um einen Passus im Text, in dem Psychologie ein anderes Wort für Illusion, Lüge oder Täuschung ist. »Ausländische Firmen investieren wieder in Deutschland, im ersten Quartal 1998 doppelt soviel wie im ganzen Jahr 1997 - man freut sich. Auf die Zahlen ist zwar wenig Verlaß, diese Statistik ist mehr ein Ding der Psychologie als der seriösen Ökonomie. Aber auf die Psychologie kommt es an, das hat die Elite der deutschen Wirtschaft allmählich erkannt.«

Warum sagt der Autor des Artikels, kein geringerer als Chefredakteur Roger de Weck, nicht »Rhetorik« oder »Manipulation«? Auch »Propaganda« wäre korrekt; die Gegenüberstellung von »Psychologie« und »seriöser (ökonomischer, statistischer usw.) Wissenschaft« hingegen ist intellektuell schlampig und könnte zu Überlegungen führen, eine ZEIT abzubestellen, deren intellektuelles Niveau von Ausgabe zu Ausgabe sinkt.

Wenn wir von dieser Entwertung der Psychologie absehen, erkennen wir in dieser Argumentation auch eine typische Fallgrube der Psychologie: der Autor verwendet dieses Wort, um scheinbar unter eine definierte Oberfläche zu dringen, in diesem Fall die Oberfläche der ökonomischen Aussage und der diese untermauernden Statistik, und da es zu uninteressant und zu trocken wäre, einfach darauf zu beharren, daß die Beteiligten eine unsinnige Behauptung aufgestellt haben, daß ihre Statistik nichts sagt, hüllt er sich in den Prophetenmantel und deutet. »Psychologie« ist in diesem Kontext eine Kunstgriff, der eine unrealistische, aber propagandistisch zweckmäßige Sicht der Dinge untermauert. De Weck glaubt, was er sagt, aber er sagt natürlich nicht alles, was er weiß, sondern das, was sein Blatt bei den großen Anzeigengebern beliebter macht. Selektive Echtheit in der Therapie erfüllt meist dieselbe Funktion: Nach dem Motto,

daß der Therapeut echt sein soll, aber diese Echtheit so zu gestalten hat, daß sie den therapeutischen Prozeß fördert, ist auch er angehalten, keine ungreifbare und unantastbare Fassade darzustellen, sondern einen fühlenden Menschen - aber gleichzeitig die Gefühle so zu dosieren, daß der Patient nicht gestört, überfordert, verwirrt oder ausgeüzt wird. In der Praxis gelingt das meist erstaunlich gut; in der theoretischen Analyse erscheint es uns paradox, denn der Analytiker handelt so, als ob das Ich in seiner angemäßen Macht über das Es die Oberhand behalten könnte, obwohl er doch weiß, daß das Unbewußte weitaus mächtiger ist als das Ich.

Ich bin versucht, hochtrabend zu werden: Der Sieg des mit der Realität verbündeten Ich über das Es ist ebenso vorübergehend, aber kostbar wie der Sieg des Eros über den doch mächtigeren und umfassenderen Todestrieb. Kurzum: Das Leben ist uns kostbar, auch wenn es eine weit unsicherere Sache ist als der Tod.

Ehe wir uns in diesen Höhen verlieren wieder ein banales Beispiel über Gefühle im Alltag und den Einfluß der Psychologie. An ihm will ich zeigen, daß sich durch den Einfluß der Psychologie doch das öffentliche Bewußtsein verändert hat, wobei es nicht leicht ist, hier an dieser kausalen Formulierung festzuhalten: Ist die Psychologie Verursacherin? Oder Folge in dem Sinn, daß die Konsumgesellschaft nach psychologischen Motiven verlangt und sozusagen die psychologische Sinnstiftung zur Ware gemacht hat? Jedenfalls ist es leichter, die Veränderungen im sozialen Klima zu beschreiben, als ihre Ursachen herauszufinden. Stellen Sie sich also einen Park im Frühling vor und darin ein kleines Mädchen, vielleicht zweieinhalb, in einem reizenden rotgepunkteten Kleidchen. Das Kind trotztschreit wie am Spieß, wirft sich in den Rasen. Die Mutter redet geduldig auf ihre Tochter ein. Ein Passant bleibt stehen, betrachtet die Szene mit deutlichem Vorwurf in Miene und Wort: »Was hat die Mama nur

mit dir gemacht?« Das heißt, er identifiziert sich mit dem Kind, nicht mit der geplagten Mutter. Die Mutter ist schuld, daß das Kind ihn in seinem Spaziergang stört.

Wir hoffen, daß dieser Passant kein Psychologe ist. Aber wir wissen es nicht genau, und wir dürfen vermuten, daß seine Bemerkung etwas mit Trivialisierungen unserer Wissenschaft zu tun hat. Wir verantworten diese Trivialisierungen nicht persönlich, aber sie hängen doch an uns und lassen uns nicht los, und es nützt wenig, sich - ähnlich dem Politiker, der sich auf die Gnade der späten Geburt beruft - vor ihnen zurückziehen. Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, daß ein Passant solche teilnahmsvollen Bemerkungen gemacht hätte, als ich selbst zweieinhalb Jahre war - nicht nur deshalb, weil damals noch das Naziregime in Deutschland herrschte und Jungen zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl waren, sondern weil es einen gesellschaftlichen Konsens gab, daß kindliche Gefühle unterdrückt und kanalisiert werden mußten, der damals die Passanten zum verlässlichen Verbündeten der geplagten Mutter machte, während es heute von den Launen des Multikulturellen abhängt, welche Partei die Passanten in diesem Fall übernehmen. Jedenfalls habe ich in den vierziger Jahren gelernt, nicht öffentlich zu weinen, und war dann in den siebziger Jahren als Mitglied und später als Leiter von Selbsterfahrungsgruppen an jener Gegenströmung beteiligt, die das Erlernen des öffentlichen Gefühlsausdrucks zu einer oft recht angestrengten Arbeit machte. Als ich später einmal in einem Brief des Theaterprinzipals Schikanecker - er ist der Textautor von Mozarts Singspiel »Die Zauberflöte« - von der »eingesammelten reichen Thränenärnte« las, kam mir das recht vertraut vor. Zu einer guten Gruppensitzung gehörte es eben, daß irgendwann geweint wurde, und wer es nicht tat, der wurde damit konfrontiert, bis er wütend sagte, er dächte gar nicht daran, der Gruppe etwas vorzuheulen, worauf ihm dann gewiß anerkennend beteuert wurde,

man habe ihn in dieser wütenden Abgrenzung doch zum ersten Mal wirklich gespürt.

Die Botschaft, die in der sozialen Bewegung der Selbsterfahrungsgruppen vermittelt wurde, lief darauf hinaus, daß es nicht gut ist, Gefühle zu unterdrücken, und daß in unserer Gesellschaft ein Nachholbedarf an Authentizität bestand. Es ging nicht (daran dachte ich damals nur sehr selten) um Echtheit schlechthin, denn schließlich waren meine in den Gruppen weniger erwünschten Neigungen, zu rationalisieren, zu belehren, mich und andere zu kontrollieren, durchaus echt, sondern um emotionale Echtheit, um den Ausdruck von Uraffekten.

Janov und Baghwan surften auf dieser Strömung; andere erwarben in der Auseinandersetzung mit diesen charismatischen Gestalten und ihren Anhängern mehr und mehr Skepsis und Distanz. »Selbsterfahrung« ist ein vager Begriff; zu Beginn der Gruppenbewegungen waren Freizeitmotive (»ich will etwas erleben«, »ich will Spaß«, »ich will etwas für mich tun«) mit professionellen Zielen (»ich komme mit meinen schwierigen Schülern nicht zurecht«, »ich lasse mich von meinen Mitarbeitern ausnützen«) und Verantwortungsdelegationen bunt gemischt (»mein Arzt hat gesagt, das täte mir gut«, »meine Frau war auch in einer solchen Gruppe«, »in meiner WG haben schon alle Gruppenerfahrung«). Entsprechend diffus war auch das Selbstverständnis der Anbieter. Es reichte meistens zurück zu idealisierten Gründern und bezog sich nur ganz wenig auf wissenschaftliche Reflexion.

Der Begriff der selektiven Authentizität gehört in die Selbstbegrenzung der Gefühls- und Triebbefreiung, die für die frühe Entwicklung der Psychotherapie charakteristisch ist. Er ist, soweit ich weiß, von Carl Rogers geprägt worden, aber das darin formulierte Problem taucht schon in frühen Freud-Briefen und vor allem in der Auseinandersetzung zwischen Freud und Ferenczi auf. Freud ist ja nicht nur von Karl Kraus mit

dem Meister des Zaublerlehrlings verglichen worden, der Mühe hat, seine Schüler in der Befreiung von Phantasie und Trieb zu wissenschaftlicher Disziplin zu bändigen. Er hat sich oft auch genau so gefühlt; in den Bemerkungen über die Übertragungsliebe warnt er nachdrücklich davor, als Analytiker zuviel von sich preiszugeben; der Therapeut soll, was er über sich und seine Gefühle sagt, immer gut überlegen, sonst findet am Ende der Patient die Analyse des Therapeuten interessanter als die eigene. Am meisten auf die Spitze getrieben ist diese Forderung in dem Spiegel-Gleichnis, in dem der Therapeut durch den radikalen Verzicht auf eigene Gefühlsäußerung einen idealtypischen Gegenstand für Projektionen herstellt, die dann eben dank seiner Neutralität als Übertragungen analysiert werden können.

Viele dieser strikten Abstinenzgebote hat Freud selbst nicht gehalten - er beschenkte Patientinnen mit Blumen, beendete Stunden nach einer gelungenen Deutung früher, gab hungrigen Patienten ein Essen und durchnässten trockene Kleider, nahm Stücke aus seiner Antiquitätensammlung zur Hand, um etwas zu demonstrieren - kurzum, er war in seinen Analysen keineswegs jener glatte, graue Analytiker, der in manchen Karikaturen gezeichnet wird und den Leo Stone einen lackierten Blechaffen genannt hat. Diese biographischen Details über die Gründergestalt belegen etwas, das jeder Analytiker im Prozeß seiner Professionalisierung erlernt, daß nämlich die absolute Abstinenz keineswegs eine optimale Analyse von Übertragungen ermöglicht, sondern im Gegenteil die Übertragung einer desinteressierten, gelangweilten Elterngestalt unanalysierbar macht.

Abstinenz ist also kein festes Regelsystem, sondern eine Haltung, die garantiert, daß es in der Arbeit um die Bedürfnisse des Klienten geht, die in einer professionell definierten Interaktion berücksichtigt werden müssen, in der die Bedürfnisse des Therapeuten nur im Rahmen der beruflichen Aufgabe

zur Geltung kommen. Das heißt, daß die Gefühlsäußerungen des Therapeuten einer Auslese unterliegen, daß nur das geäußert wird, was mit dieser Aufgabe verbunden werden kann. Was dann tatsächlich geäußert wird, ist wahrscheinlich entweder zu wenig oder zuviel; das genau richtige Maß läßt sich sowenig sofort finden, wie ein Sänger sofort den richtigen Ton trifft. Dennoch hören bei einem geübten Sänger die meisten Zuhörer die winzigen Suchbewegungen nicht mehr, mit denen er sich orientiert und die Melodie trifft. Der professionelle Therapeut wirkt also im Umgang relativ natürlich; ich habe einmal in einer Selbsterfahrungsgruppe erlebt, wie meine Coleiterin, die zum ersten Mal diese Rolle übte, von der Gruppe dafür getadelt wurde, sie arbeite professionell, während demgegenüber mein Verhalten als »natürlich« Lob fand.

Wenn es also keine genauen Regeln gibt, was ein Therapeut im Rahmen seiner selektiven Authentizität tun darf und was nicht - woran soll er sich dann orientieren? Zuerst einmal daran, daß er in der Zeit, für die er bezahlt wird, das professionelle Optimum leistet - was enthält, daß er seine Patientinnen und Patienten nicht mißbraucht, langweilt, entwertet oder desinteressiert mit ihnen umgeht. Aber über solche Selbstverständlichkeiten hinaus ist es nicht leicht, sich zu orientieren. Mir scheint es eine gute Grundregel zu sein, in professionellen Beziehungen keine Sprünge zu machen, das heißt, sich zwar zu bewegen und zu versuchen, die Person des Klienten oder der Klientin mit allen eigenen Emotionen wahrzunehmen und daraus Ansätze für Vorschläge, Fragen oder Deutungen zu gewinnen, aber niemals so weit zu gehen, daß sozusagen die Rückzugsmöglichkeit in die gemeinsame professionelle Reflexion abgeschnitten wird. Ob ich zu distanziert wirke und angeklagt werde, nichts herzugeben, oder zu nahe und zu bedürftig - in jedem Fall sollte der Rückzug auf die professionelle Basis gebahnt sein, so daß sowohl ein »Zu-

wenig« wie ein »Zuviel« an Affekt des Therapeuten diskutierbar ist und die jeweils gefundenen Urteile helfen, gemeinsam befriedigender weiterzugehen. Wir können dieses Vorgehen vielleicht mit einem Weg durch sumpfiges Gelände vergleichen, wo es auch wichtig ist, schnell einen Rückweg zu finden, wenn klar wird, daß der Boden nicht mehr trägt. Nur Hasardeure werden dann das Tempo ihres Vorgehens beschleunigen und sich selbst einreden, sie seien auf dem einzig richtigen Weg.

Verkaufen wir Gefühle, wenn wir lernen, sie abzuwägen und die Kundschaft manchmal freundlich zu fragen: »Darfs auch ein bisserl mehr sein?« Ich finde, wir verkaufen unsere Anwesenheit und die Bereitschaft, in ihr eine professionelle Rolle zu spielen. Die ironische Aussage, daß der einzige Unterschied zwischen Therapeuten und Prostituierten der ist, daß Therapeuten später anfangen, Geld zu verdienen, macht etwas klar und verwirrt etwas anderes, vor allem, weil so getan wird, als sei Prostitution einfach zu beurteilen, was sogleich mißlingt, wenn wir den Boden der Moral verlassen. In ihr gibt es anständige und unanständige Lust - und damit auch anständigen und unanständigen Austausch. Aber die psychologische Frage richtet sich eher darauf, was nun genau der Inhalt der Bündel ist, die da ausgetauscht werden, und wir müssen nur an die These denken, daß die bürgerliche Ehe legalisierte Prostitution sei, um die Grenzen solcher idealistischen Modelle zu erkennen. Vielleicht haben wir viel bessere Möglichkeiten, diese Frage weiter zu klären, wenn sich der Gesetzgeber bereit findet, die Prostitution offiziell als Dienstleistungsangebot zuzulassen und damit dem angeblich ältesten Beruf der Welt endlich die Möglichkeit einer Professionalisierung und damit einer methodischen Selbstreflexion zu geben.

Wenn ich versuche, die hier skizzierte Entwicklung des psychologischen Umgangs mit Gefühlen mit den sozialen Veränderungen der Nachkriegszeit zu verbinden, so

denke ich an die Modernisierungsprozesse, welche aus den in eine autoritäre Kriegswirtschaft gebundenen Industriegesellschaften nach einer Aufbauphase, die ebenfalls noch stark von autoritären Strukturen bestimmt war, schließlich die Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft machten, die wir heute kennen. In diesen Kontext ordne ich den Dreischritt von autoritärer Gefühlsunterdrückung, antiautoritärer Befreiung und schließlich selektiver Authentizität ein, wobei es mich gar nicht stört, daß die ersten Modelle dieser Befreiung schon von Freud angedeutet, von Wilhelm Reich und anderen »revolutionären« Psychoanalytikern bereits vor dem zweiten Weltkrieg auf die Spitze getrieben wurden. Es war kein Zufall, daß in den 68er Jahren gerade dieser Aspekt der Psychoanalyse wieder aufgegriffen wurde, und ebenso zwangsläufig mußte er auf dem Weg zur Institutionalisierung der Reformen auch wieder an Bedeutung verlieren. Inzwischen hat die einstige Protestbewegung ihrerseits die Mächtigen geprägt, und ihre Äußerungen sind voller Hinweise zu unserem Thema - ich denke etwa an Bill Clinton, den ersten amerikanischen Präsidenten, der sich zum selektiven Konsum von Marihuana bekannt hat - er rauchte es, inhalierte aber nicht; ob wir Clintons Ausreden im Kontext seiner sexuellen Affären als selektive Authentizität gelten lassen, ist diskutierbar, aber sie scheinen mir eine durchaus ähnliche Qualität aufzuweisen wie sein Marihuana-Geständnis. Durch die Spaltung zwischen Theologie und naturwissenschaftlicher Medizin war im ausgehenden 19. Jahrhundert die Rolle des Seelenführers für jene Bevölkerungsschichten vakant geworden, die aus den Traditionen ihres Glaubens herausgefallen waren, aber an der Naturwissenschaft allein nicht genügend Halt finden konnten. Wer ihnen Sicherheit geben und ihnen den Sinn ihrer Konflikte zwischen Trieb und Norm begreiflich machen wollte, durfte nicht Priester und konnte nicht mehr Arzt sein. Es war ein neuer Beruf - Freud nennt ihn einmal den

»weltlichen Seelsorger«, der neue Anforderungen stellte, die viel mehr und anders gestaltete persönliche Auseinandersetzungen erforderten, als das im aufgeklärten Priester- oder Arztum der Fall war.

Das sozialgeschichtliche Modell der ersten, modellbildenden psychotherapeutischen »Bewegung« - der psychoanalytischen - läßt sich vielleicht am ehesten in den Ordensgründungen etwa des Franziskus entdecken, dem es auch darum ging, durch persönliches Beispiel und enge, emotional geprägte Beziehungen eine Institution zu reformieren, in der die fromme Lüge und der Widerspruch von Anspruch und Realität dominierten.

Franziskus wollte wirklich Christ sein in einer Welt, in der die meisten Christen nur dem Namen nach Christen waren. Dieses Modell, etwas wirklich zu sein und nicht nur Fassadär zu scheinen, durchzieht Reformen in den Hochkulturen und gehört auch zur psychoanalytischen Bewegung. Aus ihm wird verständlich, weshalb die gegenseitige Kontrolle und auch die Neigung zur Spaltung so entwickelt war. Auch der Franziskanerorden spaltete sich einige Male, weil schon bald nach Franziskus' Tod Mönche, welche die Regeln »wirklich« befolgen wollten, sich nicht mit anderen verständigen konnten, deren Regelverständnis sie als oberflächlich oder unecht ablehnten. Hier eine kleine Anekdote zu diesen Gegensätzen. Wer einmal in Florenz war, hat gewiß die großartige Franziskanerkirche von Santa Croce gesehen. Sie ist ein von allen Kunstsinigen bewundertes Bauwerk, aber wohl auch ein Verstoß gegen die Regeln des Heiligen Franziskus, der solchen Prunk verboten hatte. Die Auftraggeber des Baus sind im Gegensatz zu seinem Architekten bekannt: Es waren drei Fratres, unter anderem Fra Giovenale degli Agli aus vornehmstem Florentiner Geschlecht. Diese Fratres wußten wohl, daß sie sich in schwierigem Gelände bewegten; sie sicherten sich aber hervorragend ab, indem sie ihre Regelaus-

legung vom Papst absegnen ließen. Das hinderte aber den Frater Bartolomeo da Pisa, einen Franziskaner der strengen Observanz nicht, im Jahr 1385 einen Traum des Inhalts zu veröffentlichen, ein Teufel schlage im Fegefeuer mit einem Hammer ständig auf den Schädel des Fra Giovenale, weil dieser durch den Hammerschlag auf den Grundstein der Kirche seine Gelübde verletzt habe.²

Beide Brüder bekannten sich zu Franziskus, aber sie legten seine Regel unterschiedlich aus, und dieser Narzißmus der kleinen Unterschiede führt oft zu größerem Haß als der Kampf gegen einen weltanschaulich weit entfernten Gegner. Diese Dynamik macht es auch verständlicher, weshalb auch ein wenig prestigeträchtiges, von der Medizin auf der einen, Pädagogik und Jurisprudenz auf der anderen Seite bedrängtes Fach wie die Psychologie mehr erbitterte Fehden und Entwertungen produziert hat als Solidarität und Verständnis für abweichende Positionen.

Die Entwertung einer anderen Sicht drückt immer die Unsicherheit und Instabilität der eigenen Sicht aus. Wer wirklich überzeugt ist und seine Überzeugung beweisen kann, muß keine fremde Überzeugung entwerten. Nicht der selbstbewußte, sondern der selbstunsichere Kämpfer oder Führer schreit heraus, er sei der Größte. Unsicherheit, ob der eigene Helfer-Weg der richtige ist, scheint in der modernen Gesellschaft unausweichlich. Eine Bewegung sucht Sicherheit in ihrer Dynamik, ihrem Vorwärtsschreiten. Daher die Leidenschaft der modernen Psychotherapeuten, künstliche Sicherheiten zu produzieren, indem sie ihre eigene Sicht der Dinge nicht nur forschend belegen, sondern auch durch Entwertung anderer Sichtweisen narzißtisch aufwerten. Auf diese Weise versuchen sie die Unsicherheit ihrer eigenen Position durch eine Art Eroberungskrieg zu überspielen.

Wenn »Bewegung« ein Element der Politik ist, das von Freud in die Wissenschaft eingeführt wurde, dann hat diese Neuerung

neben den oben angesprochenen narzißtischen Merkmalen auch politische Qualitäten. Denn in Psychotherapie geht es immer auch um Macht, meist in den subtilen Formen der Herrschaft und weniger in denen grober Gewalt oder autoritären Drucks. Die auch im psychotherapeutischen Schulentreit aufzufindende Bereitschaft, die eigenen Gedanken nur gut, die Gedanken des Gegners hingegen nur schlecht zu finden, erinnert wiederum an ähnliche Verhaltensweisen von Politikern. Auch diese bleiben fast immer einer genauen Betrachtung der Schattenseiten ihrer Erleuchtungen verschlossen. Sie unterstellen sich selbst das Licht, dem Gegner aber die Finsternis.

Obwohl ich mich mehr als die Hälfte meines Arbeitslebens mit Fragen wie der Authentizität in den Helfer-Berufen herumgeschlagen habe, kann ich nicht sagen, daß ich zu endgültigen Lösungen gekommen bin. Ich kann daher auch nur anbieten, mich auf einem Reflexionsprozeß zu begleiten, wie wir ihn aus Supervisionen und Balintarbeit kennen. Die supervidierten Personen allerdings sind, der allgemeinen Fragestellung eines Kongresses angemessen, keine gewöhnlichen Therapeuten, sondern Gründergestalten - Sigmund Freud und Carl Gustav Jung. Ich will den Konflikt untersuchen, der zu ihrer Trennung führte, und damit Überlegungen verknüpfen, welche Einflüsse das Verhalten von Therapeuten bestimmen und wie schwer es ihnen fällt, mit den Mitteln konstruktiv umzugehen, die sie handhaben.

Ich will diese Situation jetzt an einer der ersten Spaltungen der psychoanalytischen Bewegung illustrieren: dem Streit zwischen Freud und Jung. Ich rekapituliere kurz die wesentlichen Fakten:

Seit April 1906 korrespondierte Jung mit Freud; 1907 reiste er mit seiner Frau und Ludwig Binswanger nach Wien, um ihn persönlich kennenzulernen. Die erste Begegnung dauerte dreizehn Stunden und beeindruckte beide Partner zutiefst. Für Freud

bedeutete der neue Anhänger viel. Jung als »Arier« sollte die Psychoanalyse davor bewahren, eine vorwiegend jüdische Angelegenheit zu werden. Die Kontakte zwischen den Freunden waren aber von Anfang an nicht ohne inneren Zündstoff.

Binswanger erzählt, daß beide einander bereits nach dem ersten Treffen Träume deuteten. Vermutlich ist Freuds Interpretation von Jungs Traum viel aufschlußreicher als dieser Traum selbst, den Binswanger vergessen hat. Freud sagte, Jung wolle ihn entthronen und seinen Platz einnehmen. Jung ordnete sich zunächst unter und wurde von Freud mit verschiedenen Ehren belohnt. Wie sehr Jung damals unter Freuds Einfluß stand, zeigt seine 1909 erschienene Arbeit über »Die Bedeutung des Vaters im Schicksal des Einzelnen«, in der er sagt: »Wenn wir jetzt alle weitreichenden Möglichkeiten der infantilen Konstellation überblicken, müssen wir sagen, daß unser Lebensschicksal im wesentlichen mit dem Schicksal unserer Sexualität identisch ist« (Jung 1909, zit.n. Ges.W. Bd. 4, S. 320). Doch die beim ersten Besuch Jungs in Wien latenten Konflikte zeigten sich bereits im selben Jahr wieder, als Jung Freud auf dessen Amerikareise begleitete und man sich erneut gegenseitig die Träume erzählte.

Freuds Trennung von Jung hing stärker mit einer Trübung der Beziehung als mit wissenschaftlichen Differenzen zusammen, die später als Begründungen nachgereicht wurden. Der Konflikt ist für Streitigkeiten zwischen Therapeuten beispielhaft und kann demonstrieren, wie schwierig es ist, die neuen Herrschaftsinstrumente verantwortlich und zielbewußt einzusetzen. Es entspinnt sich ein Kampf um das Privileg, wer wessen Neurose deuten darf, wer glaubwürdig ist. Beide Gegner fallen der neu entdeckten Pflicht zur Echtheit, zur Offenheit zum Opfer. Darf Jung schweigen, wenn ihm an Freud etwas auffällt? Darf Freud Jung so lassen wie er ist? In vielen Berufen lassen sich das Professionelle und das Pri-

vate klar voneinander abgrenzen, aber in der Psychotherapie steht dem die Forderung im Weg, »echt« zu sein. Nichttherapeuten müssen, wenn sie jemanden nicht überzeugen können, resignieren. Therapeuten können in dieser Situation oft der Versuchung nicht widerstehen, zu deuten, d.h. unbewußte Widerstände bei ihrem Rivalen orten, der dann, zum Patienten gemacht, sein Unrecht einsehen mußte.

Die letzte Phase der Auseinandersetzung begann, als Freud Jung auf einen Schreibfehler hinwies und diesen als Fehlleistung deutete, die auf Jungs unbewußte Abwendung von Freud hinweise. Es war eine winzige Bemerkung, aber im Kampf um die Macht gibt es keine Kleinigkeit. Fast postwendend, am 18. Dezember 1912, antwortet Jung:

»Lieber Herr Professor, darf ich Ihnen einige ernsthafte Worte sagen? Ich anerkenne meine Unsicherheit Ihnen gegenüber, habe aber die Tendenz, die Situation in ehrlicher und absolut anständiger Weise zu halten. Wenn Sie daran zweifeln, so fällt das Ihnen zur Last. Ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß Ihre Technik, Ihre Schüler wie Ihre Patienten zu behandeln, ein Mißgriff ist. Damit erzeugen Sie sklavische Söhne oder freche Schlingel (Adler-Stekel und die ganze freche Bande, die sich in Wien breitmacht). Ich bin objektiv genug, um Ihren Truc zu durchschauen. Sie weisen rund um sich herum alle Symptomhandlungen nach, damit setzen Sie die ganze Umgebung auf das Niveau des Sohnes und der Tochter herunter, die mit Erröten die Existenz fehlerhafter Tendenzen zugeben. Unterdessen bleiben Sie immer schön oben als Vater...

Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, solange Sie mit diesem Zeugs laborieren, sind mir meine Symptomhandlungen ganz wurscht, denn die wollen gar nichts bedeuten neben dem beträchtlichen Balken, den mein Bruder Freud im Auge trägt. - Ich bin nämlich gar nicht neurotisch - unberufen!

Ich habe mich nämlich lege artis und tout humblement analysieren lassen, was mir sehr gut bekommen ist. Sie wissen ja, wie weit ein Patient mit Selbstanalyse kommt, nämlich nicht aus der Neurose heraus - wie Sie ... Adler und Stekel sind Ihrem Truc auf-gesessen und wurden kindisch frech. Ich werde öffentlich mich zu Ihnen halten, unter Wahrung meiner Ansichten, und werde insgeheim in meinen Briefen anfangen, Ihnen einmal zu sagen, wie ich wirklich über Sie denke. Ich halte diesen Weg für den anständigsten.

Sie werden über diesen sonderbaren Freundschaftsdienst schimpfen, aber vielleicht tut es Ihnen doch gut.

Mit besten Grüßen Ihr ganz ergebener Jung«

Es gibt zwei Antworten Freuds auf dieses Schreiben. Die erste wurde nicht abgeschickt. Sie fand sich in Freuds Nachlaß und ist viel versöhnlicher als die zweite:

»Es tut mir leid, Sie mit dem Hinweis auf Ihr Verschreiben so sehr gereizt zu haben, und ich meine, Ihre Reaktion geht über den Anlaß weit hinaus. Über Ihren Vorwurf, ich mißbrauche die Analyse, um meine Schüler in infantiler Abhängigkeit zu halten, und sei darum für deren infantiles Benehmen gegen mich selbst verantwortlich, sowie über alles, was Sie darauf aufbauen, will ich nicht urteilen, weil alles Urteilen in eigener Sache so schwer ist und keinen Glauben erweckt. Nur zu den tatsächlichen Grundlagen Ihres Aufbaues will ich Ihnen Material liefern, ob Sie ihn dann selbst der Revision unterziehen. Also ich bin daran gewöhnt, in Wien den entgegengesetzten Vorwurf zu hören, daß ich mich mit der Analyse der 'Schüler' zu wenig befasse. In Wirklichkeit hat zum Beispiel Stekel, seitdem er vor etwa zehn Jahren aus meiner Behandlung getreten ist, kein Wort mehr zur Analyse seiner eigenen Person von mir gehört, und bei Adler habe ich es noch sorgfältiger vermieden. Was ich je Analytisches über die beiden gesagt, wurde zu anderen und hauptsächlich zu ei-

ner Zeit geäußert, da sie nicht mehr im Verkehr mit mir standen. Ich weiß also nicht, warum Sie so sicher in der Annahme des Gegenteils sind. Indem ich Sie herzlich grüße

Ihr Freud.«

Der Brief, den Jung tatsächlich erhielt, wurde erst zwölf Tage später geschrieben. Freud hat kaum je einen Brief zurückgehalten und ihn dann neu verfaßt; daß er es in diesem Fall tat und wie er es tat, drückt aus, wie sehr ihn die Angelegenheit bewegte. Der erste Text war verbindlich, er enthielt nur den Vorwurf der Voreiligkeit, vermied die Konfrontation und hielt die freundschaftliche Beziehung offen. Die Situation stand sozusagen auf Messers Schneide, denn auch Jung hatte inzwischen offenbar ein schlechtes Gewissen und schrieb am selben 3. Januar 1913, an dem Freud seinen zweiten Brief absandte, noch einen freundschaftlichen, um Versöhnung ersuchenden Brief, der sich mit dem Schreiben Freuds kreuzte.

Jetzt der abgesandte Brief Freuds, ebenfalls auf den 3. Januar 1913 datiert. Nach einer sachlichen Mitteilung über den Titel der Zeitschrift schreibt Freud, nachdem er den Text seines ersten Briefes über Stekel und Adler wiederholt hat:

»Im übrigen ist Ihr Brief nicht zu beantworten. Er schafft eine Situation, die im mündlichen Verkehr Schwierigkeiten bereiten würde, im schriftlichen Weg ganz unlösbar ist. Es ist unter uns Analytikern ausgemacht, daß keiner sich seines Stückes Neurose zu schämen braucht. Wer aber bei abnormem Benehmen unaufhörlich schreit, er sei normal, erweckt den Verdacht, daß ihm die Krankheitseinsicht fehlt. Ich schlage Ihnen also vor, daß wir unsere privaten Beziehungen überhaupt aufgeben. Ich verliere nichts dabei, denn ich bin gemächlich längst nur durch den dünnen Faden der Fortwirkung früher erlebter Enttäuschungen an Sie geknüpft, und Sie können nur gewinnen, da Sie letztthin in München bekannt haben, ei-

ne intimere Beziehung zu einem Mann wirke hemmend auf Ihre wissenschaftliche Freiheit. Nehmen Sie sich also die volle Freiheit und ersparen Sie mir die angeblichen 'Freundschaftsdienste'. Wir sind einig darin, daß der Mensch seine persönlichen Empfindungen den allgemeinen Interessen in seinem Bereich unterordnen soll. Sie werden also niemals Grund finden, sich über Mangel an Korrektheit bei mir zu beklagen, wo es sich um Arbeitsgemeinschaft und Verfolgung wissenschaftlicher Ziele handelt; ich kann sagen, so wenig Grund späterhin wie bisher. Andererseits darf ich dasselbe von Ihnen erwarten.«

Jung antwortet wenig später:

»Ich werde mich Ihrem Wunsche, die persönliche Beziehung aufzugeben, fügen, denn ich dränge meine Freundschaft niemals auf. Im übrigen werden Sie selbst am besten wissen, was dieser Moment für Sie bedeutet. 'Der Rest ist Schweigen'«.

Mit diesem Hamlet-Zitat schließt C.G.Jung seinen letzten persönlichen Brief an Freud.³ Hätte Freud darauf verzichtet, Jung seine Fehlleistung unter die Nase zu halten, wenn er gewußt hätte, was er damit anrichten würde? Hätte Jung sich in seiner Invektive beherrscht, wenn er gewußt hätte, daß Freud ihm die Freundschaft aufkündigen würde?

Es ist müßig, in der Geschichtsschreibung die Frage zu stellen, was gewesen wäre, wenn... Aber in der Betrachtung von Beziehungen vertiefen solche Fragen die Einsicht in schicksalshafte Verstrickungen. Der Wechsel im Ton von Freuds erstem, nicht abgesandten Brief zu dem zweiten, der den Bruch einleitet, läßt auf einen inneren Prozeß schließen, in dem Freud nicht milder, sondern härter wird, in dem apodiktische Urteile seine anfängliche Trauer und Konzilianz ersetzen. Jung hingegen ist anfangs verletzend; später wirbt er wieder und versucht, das Verbindende nicht über dem Trennenden zu vergessen. Der Bruch zwischen Freud und Jung ist deshalb so inter-

essant, weil er ein konstitutionelles Risiko der Psychotherapie in der Moderne in einer neuen Variante erschließt: den Übergriff, die Respektlosigkeit, die Analyse ohne Einverständnis des Analysierten. Freud hat Jung nur gestupst, vielleicht in der Hoffnung, die drohende Entfernung rückgängig machen zu können. Jung fühlte sich gestoßen und stieß noch heftiger zurück. Freuds Freundschaftsbegriff war gänzlich anders als der von Jung; einen Freund anders als in milder Ironie oder in intellektuellem Urteil anzugehen, lag ihm ferne. Jung hingegen ist überschwenglich, er hat Freud glühend idealisiert und entwertet ihn jetzt ebenso radikal.

Noch einen zweiten Gesichtspunkt sollten wir sehr ernst nehmen: Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß sowohl Freud wie auch Jung nicht ernsthaft beabsichtigten, nach dem Zerbrechen ihrer Freundschaft weiterhin in der psychoanalytischen Bewegung zusammenzuarbeiten. Aber es gelang ihnen nicht. Beide Männer hatten die Möglichkeit überschätzt, persönliche und emotionale Enttäuschungen zurückzustellen und sich auf Sachfragen zu konzentrieren. Das mag den Laien bei Therapeuten besonders erstaunen, die doch eigentlich wissen sollten, wie mächtig menschliche Emotionen sind und wie leicht sie unser sachliches Urteil bestimmen. Aber wenn ich supervisorische Erfahrungen auswerte, scheint es mir nur logisch: Es ist für einen Teamleiter erheblich leichter, zerstrittene Ingenieure dazu zu bringen, für ihren Arbeitstag die Emotionen zurückzustellen und sich an den Sachfragen zu orientieren, als zerstrittene Psychotherapeuten. Diese sind kaum zu bewegen, einen Beziehungskonflikt ruhen zu lassen, auch wenn sie und die anderen Teammitglieder darunter leiden, daß in immer erneuten Anläufen die Wunden nur vertieft werden. Hier können wir in unserer Arbeit als Supervisoren herausfinden, wie gefährlich die Tyrannei der Intimität sein kann. Ich finde solche Einsichten in die Grenzen der Authentizität keine abstrakte soziologi-

sche Theorie, sondern einen wesentlichen professionellen Hinweis. In meiner Praxis hat er dazu geführt, daß ich inzwischen viel genauer als früher zwischen Selbsterfahrung, Therapie und Supervision unterscheidet und in Arbeitskontexten darauf bestehe, daß eine berufliche Rolle durchgängig reflektiert wird, auch wenn Klienten oder Teams dann in der Ausbreitung ihrer Gefühlstiefen begrenzt werden müssen.

Das liegt wohl daran, daß es für den Therapeuten eine narzißtische Kränkung ist, mit einem anderen Menschen nicht umgehen zu können, der Kränkung vergleichbar, die ein Ingenieur erlebt, wenn die von ihm konstruierte Brücke einstürzt. Ich habe schon früher begründet, weshalb es naiv ist, von Menschen, die beruflich mit emotionalen Konflikten umgehen, besondere Reife im Umgang mit Konflikten untereinander zu beweisen.⁴ Wie das Beispiel Freud-Jung lehrt, ist eher das Gegenteil der Fall: Psychotherapeuten regredieren leichter, und sie haben stärkere Erwartungen, dort, wo ein Interessen- oder Meinungsgegensatz unüberwindlich ist, durch Deutungsanstrengungen die Entscheidung für einen realpolitischen Kompromiß aufzuschieben. Unter Umständen sind sie dann vom Deuten und anderen Versuchen, sozusagen in die Persönlichkeit des Gegners einzudringen, so erschöpft, daß ihnen für die Realpolitik keine Kraft mehr bleibt.

Die Profession ist ein Teil, eine sozial definierte Rolle der Person. Zur therapeutischen Profession gehört es nun, daß erfahrungsgemäß die »ganze Person« - eigentlich eine Tautologie, denn mit Person ist bereits eine Ganzheit gemeint - die Arbeit wesentlich beeinflusst, ob das nun der Professionelle intendiert oder nicht. Vom Therapeuten wird - daher auch die Empfehlung oder Vorschrift der Selbsterfahrung - erwartet, daß er sich dieser Einflußmöglichkeiten bewußt ist und sich in irgendeiner Form auch nach den von ihm gewonnenen Erkenntnissen richtet. Wenn in einem Beruf

die Forderung nach selektiver Authentizität laut wird, dann heißt das auch, daß hier Arbeit und Gefühlsleben in einem völlig neuartigen Verhältnis stehen. Es gibt keine klare Grenze zum Privatleben und zum Intimverhalten mehr; der Beruf ist intimitätsnah, das Privatleben weckt Erinnerungen an die Arbeit. Ich habe versucht, eine Typologie zu entwickeln, die solche Wechselwirkungen thematisch ordnet. Obwohl ich der Darstellbarkeit zuliebe die einzelnen Typen mit plakativen Namen versehen habe, handelt es sich eher um Modelle, wie Beziehungshelfer mit den beruflichen Geboten zur Authentizität in ihrem Privatleben umgehen. Das bedeutet auch, daß die verschiedenen Lösungstypen im Lauf einer Biographie wechseln können. Wie, das werde ich noch sagen; zuerst einmal die Lösungstypen:

Der erste ist das Opfer des Berufs. Hier führt die Tatsache, daß der Beziehungshelfer in seiner Arbeit zahlreiche emotionale und Kontaktbedürfnisse befriedigen kann, dazu, daß sein Privatleben buchstäblich vom Beruf aufgezehrt wird. In traditionellen Gesellschaften ist der Verzicht auf emotionale Beziehungen außerhalb der helfenden Arbeit in einen festen Rahmen gefaßt, der sich - in gesellschaftlich stark reduzierter Form - bis heute erhalten hat. Ich meine damit klösterliche Lebensgemeinschaften, deren Gelübde die völlige Hingabe an die vom Orden vorgegebene Aufgabe enthalten. Hier handelt es sich um eine bewußt vollzogene, durch religiöse Überzeugungen gestützte Wahl, während die Opfer des Berufs unter den Beziehungshelfern eher wider ihren Willen und in einem weltlichen Rahmen ein rein berufliches Leben führen, ihre gesamte Freizeit in Fortbildungen verbringen, nur über ihre Arbeit zu sprechen und nachzudenken scheinen. Es scheint, daß der an emotionalen Anregungen und Kontakten reiche, diese aber auch begrenzende Beruf Ersatzfunktionen erfüllen kann, wenn intime Beziehungen als bedrohlich empfunden werden. Diese Ersatzbefriedigung wird zum

existentiellen Risiko, wenn der Helfer erkennt, daß ihn die berufliche Beziehungsarbeit nicht ausfüllt, und z.B. an Depressionen erkrankt, die daher rühren, daß sein Privatleben verarmt ist und er sich zu alt fühlt, um z.B. noch eine Familie zu gründen, eigene Kinder zu haben.

Der Spalter steht für einen zweiten Reaktionstypus. Er versucht an sich das, was die traditionelle Trennung nach dem Muster »Dienst ist Dienst, Schnaps ist Schnaps« nahelegt. Aber er zahlt einen unerwarteten Preis, weil durch die authentischen Qualitäten der Arbeit sein Privatleben an genau jenen Qualitäten verarmt, die er im Beruf ausübt; er versucht es zu einem Bereich zu formen, in dem er nicht an den Beruf erinnert wird und sich deshalb auch von dessen Forderungen erholen kann. Ein Beispiel für solche Spaltungsprozesse findet sich in vielen Arztfamilien, wo die Kinder mit hohem Fieber noch »gesund« sind, während Patienten in diesem Zustand längst krank geschrieben werden. Ein anderes Beispiel für Spaltungsprozesse ist der Therapeut, der während eines Ehekonfliktes seine Frau anspricht, er habe den ganzen Tag mit jammern den Hysterikerinnen zu tun und könne sich jetzt nicht auch noch mit ihr beschäftigen. Im Gegensatz zum Opfer des Berufs, das nur wenige Regressionsmöglichkeiten entwickelt (»über meine Sorgen spreche ich nur mit Gott«, erklärte einmal ein Vertreter dieses Typus in einer Selbsterfahrungsgruppe), ist der Spalter in seinen nichtberuflichen Beziehungen oft besonders stark von Regressionen bestimmt. Er fordert von seinen Freunden ein Übermaß an Schonung und Rücksicht, weil er sich in seinem Beruf so verausgabt; er klagt eine problem- und konfliktlose Familie ein, weil er während seiner Arbeit ständig mit Familienkonflikten und menschlichem Leid zu tun hat.

Der dritte Typ, der Perfektionist, geht mit seiner Rolle als Beziehungshelfer so um, daß er versucht, die hohen Ideale seiner be-

ruflichen Arbeit auch in seinem Privatleben zu verwirklichen. Er kann sich nicht gegen die Forderung abgrenzen, daß ein Therapeut ein vollkommener Mensch sein muß, und ist wehrlos gegen Sätze, die mit der Formel beginnen: Sie (oder Du) als Psychologe, Therapeut, Arzt müßten doch ... Dem Perfektionisten scheint es unmöglich, zu akzeptieren, daß auch der engagierte und gut ausgebildete Therapeut nicht vor neurotischen Symptomen, psychosomatischen Krankheiten oder familiären Konflikten geschützt ist. Er wird in dieser Haltung von einer Öffentlichkeit unterstützt, deren geheime Hoffnung auf einen allmächtigen Tröster und Ratgeber leicht in den Impuls umschlägt, den kranken Arzt oder den geschiedenen Familientherapeuten zu steinigen.

Ein Gärtner oder Ingenieur ist nicht deshalb schlecht qualifiziert, weil seine Ehe scheitert oder seine Kinder in der Schule durchfallen. Der professionell mit Egetherapie oder Erziehungsberatung beschäftigte Therapeut wird in solchen Situationen in eine Selbstwertkrise geraten, die auch seine Professionalität beeinträchtigen kann. Er wird sich beispielsweise nicht in der Lage fühlen, mit seinen Klienten jene Themen zu bearbeiten, die er selbst nicht ausreichend bewältigt zu haben meint. Ein Beispiel ist die übergewichtige Therapeutin, die nicht wagt, die Eßproblematik einer Patientin anzusprechen, oder der selbst migränekranke Analytiker, der sich scheut, einen Patienten mit psychosomatischen Kopfschmerzen in Behandlung zu nehmen. Ich pflege solchen Perfektionisten die Geschichte dieses Analytikers zu erzählen, der einem Patienten, der ihn wegen Depressionen und Migräneanfällen aufsuchte, in bezug auf die Migräne eine schlechte Prognose stellte. Bei den Depressionen könne er eher mit einem Behandlungserfolg rechnen. Nach einem halben Jahr kam der migränekranke Patient zu seinem migränekranken Analytiker und berichtete stolz, er habe alle Kopfschmerzmittel weggeworfen, er brauche sie nicht

mehr. »Wirklich«, sagte der Analytiker und konnte es kaum glauben, denn seine eigenen Kopfschmerzanfälle hatten zwei Lehranalysen getrotzt.

Der vierte Reaktionstypus ist der Pirat. Während das Opfer des Berufs sein Privatleben opfert, der Spalter es abtrennt, der Perfektionist es denselben strengen Gesetzen unterwirft wie sein berufliches Handeln, zieht der Pirat persönlichen Gewinn aus den emotionalen Beziehungen, die durch seine Arbeit als Therapeut zustande kommen. Ein Teil solcher Gewinne, beispielsweise die Befriedigung durch die narzißtische Bestätigung und die Dankbarkeit des Klienten während einer erfolgreichen Behandlung, sind unproblematisch. Aber es gibt Befriedigungen, die den beruflichen Erfolg der privaten Lust opfern und die selbst dann der professionellen Ethik widersprechen, wenn der Patient sie wünscht. Je wesentlicher eine emotionale, persönliche, nicht objektivierbaren Kriterien unterworfenen Beziehung für die Arbeit des Therapeuten ist, desto schwerer wird es auch, hier das Zuträgliche vom Übermaß zu trennen. Das bekannteste Beispiel ist die sexuelle Beziehung zwischen einer Patientin und einem Therapeuten. Die illusionären Erwartungen an eine Heilung durch die Befriedigung des neurotischen Liebesbedürfnisses führen auf beiden Seiten schließlich zu einem Zusammenbruch, der die professionelle Arbeit der Therapie entwertet. Damit wird aber nicht nur das Selbstgefühl der Patient(inn)en, sondern auch das der Therapeuten beschädigt; damit mag es zusammenhängen, daß neben den rund sechzig Prozent der Täter, die nur einmal in ihrer Karriere die Abstinenz verletzen und es - durch den Schaden belehrt - nie wieder tun, wir mit einem guten Drittel Wiederholungstätern rechnen müssen, Personen, die an die ungesunde und zielwidrige narzißtische Aufwertung durch Abstinenzverletzung und Übergriff gerade dadurch gebunden werden, weil ihr professionelles Selbstgefühl beschädigt wurde. Aber es gibt noch viele andere Formen der

Piraterie in den helfenden Berufen. Während die triebbefriedigenden Formen sexueller oder materieller Ausbeutung der Klienten relativ leicht zu erkennen sind, ist die Grenze zwischen einer für beide Beteiligten nützlichen und einer schädlichen narzißtischen Befriedigung viel schwerer zu ziehen. Es gibt Piraten, die beispielsweise die Partnerschaften ihrer Klienten ruinieren, um diese enger an sich zu binden, oder Piratenkapitäne, die das Schiff einer ihren narzißtischen Bedürfnissen dienenden Therapie-schule mit Abhängigen bemannen.

Ich hoffe, daß diese Typologie so aufgefaßt wird, wie sie gemeint ist - als Anregung zu selbstkritischen Überlegungen und vielleicht auch zu einer ironischen Distanz von den Eigenarten unserer Berufsarbeit, als Hilfsmittel, nicht betriebsblind zu werden und zu glauben, daß alle ernstzunehmenden Menschen sich unbedingt für die Schicksale von Psychotherapeuten interessieren müssen. Verglichen mit anderen Berufen scheint mir der Beruf des Therapeuten anregend und inhaltlich so gefüllt, daß gerade diese Faszination es den Beziehungshelfern schwer macht, auf angemessene Erholungszeiten zu achten und nicht die durch tausend Vorsätze eben gewonnenen Freistunden dem nächsten Patienten zu opfern, der sich für ein unverbindliches Vorgespräch gemeldet hat. Wer sich in diesem Beruf das Interesse für menschliche Schicksale und Interaktionen, für den Einfluß der gesellschaftlichen und familiären Situationen auf das Leben des Individuums erhalten kann, gewinnt aus ihm viel Befriedigung, auch wenn er manche seiner Klienten enttäuschen muß, die mehr als dieses vorwiegend intellektuelle Angebot von ihm erwartet haben. Ich persönlich finde den Gedanken hilfreich, daß solche Sublimierungen der infantilen Neugier allen Patienten zur Verfügung stehen, die mich für meine Zeit bezahlen, während das emotional fundierte Mehr dem persönlichen Takt und den Umständen des einzelnen Falles überlassen bleibt. Therapeut sein ist ein Beruf, in

dem man viele Erkenntnisse aus eigenen Entwicklungsprozessen unterbringen kann, in dem Altern nicht nur Verschleiß, sondern auch Erweiterung der Perspektive mit sich bringt. Das ist ein großes Privileg und läßt uns vielleicht die Tatsache besser ertragen, daß die wirtschaftliche Zukunft unserer Profession keineswegs glänzende Perspektiven bietet und in der Vergangenheit und vermutlich auch in der Zukunft keine der großen und kleinen gesundheitspolitischen Entscheidungen so ausgefallen ist bzw. ausfallen wird, wie es sich zumindest die Therapeuten gewünscht haben, mit denen ich zu tun habe.

Ich habe mit einer Skizze zu persönlichen Erfahrungen mit Authentizität in der Psychotherapie begonnen und dann versucht, an dem Konflikt zwischen Freud und Jung die Fragestellung zu vertiefen. Abschließen will ich mit einigen historischen Gedanken und einem aktuellen Beispiel über die Rolle der Psychologie in der Öffentlichkeit. Ist Authentizität denn eine Entdeckung der Psychologie? Zumindest hat die Psychologie wohl eine Mitverantwortung dafür, daß dieser Begriff in aller Munde ist. In meiner alten Meyers-Enzyklopädie von 1896 ist Authentizität bedeutungsgleich mit Authentie und heißt soviel wie die Echtheit eines Textes gegenüber einer Fälschung. Es scheint, daß die Frage nach dem wahren Selbst, dem Kern der Person, gerade hinter dem Zwang zur Verstellung auftaucht, den die wachsende Bedeutung höfischer, zivilisierter, später bürgerlicher Umgangsformen im »Prozeß der Zivilisation«⁵ gleichzeitig gebietet und beklagt. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Lionel Trilling⁶ hat die lange Geschichte dieser Themen aufgezeichnet. Zwei markante Punkte stellen Dante und Macchiavelli dar: Während Dante fordert, daß der Fürst ein Löwe sein müsse, der sich niemals verstellt, redet Macchiavelli mit vielen historischen und vernünftigen Argumenten der Staatsraison das Wort: Wenn es seinen Zwecken dient, muß der Fürst ein Fuchs sein und seine Gegner täu-

schen; tut er das nicht, wird er nicht lange regieren und jedem unterlegen sein, der nicht so kleinlich ist wie er. Während Dante die Verräter in den tiefsten Kreis der Hölle verbannt, setzt Macchiavelli zumindest die geschickten von ihnen auf den Thron. Wenn wir heute immer wieder sehen, wie wenig Lüge und Verstellung - also die Rolle des Fuchses - der Glaubwürdigkeit eines Politikers schaden und wie schnell der Pelz eines Löwen rüdig wird, dann werden wir Macchiavelli für einen besseren Propheten halten als Dante.

Das Bedürfnis nach Authentizität folgte dem Zwang zur Verstellung auf dem Fuß, aber die Frage war lange Zeit noch eine des öffentlichen Verhaltens. Richard Sennett hat beschrieben, daß die Öffentlichkeit als zentrales Thema in der Moderne verfällt und schließlich eine Tyrannei der Intimität dazu führt, daß der moderne Mensch in der Lage des Schauspielers ist, dem man die Rolle weggenommen hat und der keinen Halt mehr an seiner öffentlichen Person findet.

Eine Schlüsselgestalt in der Produktion jener Ethik der Authentizität, die uns in der Psychotherapie als die Unterscheidung zwischen dem »wahren Selbst« und dem »falschen Selbst« begegnet, ist Jean Jacques Rousseau - »Ich beginne ein Unternehmen, das ohne Beispiel ist und das niemand nachahmen wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich sein.« So sagt er in seinen »Bekenntnissen« und versüßt sich den bitteren Geschmack der Niederträchtigkeiten, die er uns aufzwingt, mit einem Bild des jüngsten Gerichts, wo andere sprechen müssen, er aber einfach sein Buch vorlegen wird, und es wird allen klar sein, daß niemand, der wirklich aufrichtig ist, tugendhafter sein kann als Rousseau.⁷

So ist schon während der Geburt des modernen Ideals der Authentizität auch der Dünkel anwesend, authentischer zu sein als andere. In seiner Untersuchung über die hi-

storischen Wurzeln der Entdeckung des Unbewußten verbindet Henri F. Ellenberger die Psychoanalyse mit einer »Neigung zum Demaskieren«, einer systematischen Untersuchung von Täuschung, Selbsttäuschung und den Möglichkeiten, eine dahinter verborgene Wahrheit zu enthüllen. Ellenberger sieht die Quellen dieser Strömung bei Montaigne und den französischen Moralisten des 17. Jahrhunderts; weiterentwickelt werden sie durch Schopenhauer, Marx, Ibsen und Nietzsche - ich erinnere an Begriffe wie die »Charaktermaske« bei Marx, die »Lebenslüge« bei Ibsen. Trilling vermutet, daß sich die Psychoanalyse vor allem deshalb durchgesetzt hat, weil sie diese Geisteshaltung aufgriff und weiterentwickelte. Trilling faßt sie so zusammen, »daß unter der Oberfläche jedes menschlichen Phänomens eine davon abweichende Wirklichkeit verborgen liegt, und daß man geistig, praktisch und (nicht zuletzt) moralisch Gewinn daraus zieht, wenn man sie entschlossen ans Tageslicht holt.«⁸

Ich komme jetzt noch einmal auf den ZEIT-Artikel über das »Ende des Masochismus« zurück. Warum ein Wort wie »Masochismus« für die auch in der ZEIT ausgiebig geäußerte Kritik am Standort Deutschland, die bisher so sachlich begründet und ernsthaft dahergekommen ist? Die Erklärung ist einfach: Wenn ein psychologischer Fachausdruck auftaucht, ist etwas ein psychologisches Problem und - so geht dieses Denken weiter - auch nicht mehr ernstzunehmen. Tatsächlich hat ja der Ökonom, der auf unsere hohe Arbeitslosigkeit und die Verantwortung einer einfalllosen Gesetzgebung hinweist, keineswegs im Sinn, sich selbst zu quälen. Auch Deutschland, wenn wir es denn zum Subjekt machen, verhält sich in solchen Einsichten nicht masochistisch, wohl aber realistisch. Aber wenn die Realität unerwünscht ist, wenn es darum geht, etwas zu verleugnen, dann dient der psychologische Begriff dazu, zuerst eine ökonomische Realität in ein psychologi-

sches Problem umzulügen und sich dann mit Hilfe der pseudokorrekten Formulierung aus der Verantwortung zu stehlen. Solche Sprachschlamperei ist auch in den besseren Zeitschriften »normal« geworden. Sie belegt, wie recht Sennett hat, wenn er von der Psychologisierung der sozialen Realität und der Politik spricht. Sein Beispiel dafür ist die berühmte Checkers-Rede von Richard Nixon. Dieser, stets ein selbsternannter Kämpfer gegen alle Korruption, war selbst der Korruption überführt worden - und hielt eine Rede, in der er kurz weinte (nicht zu lange, denn das hätte seine Charakterfestigkeit in Frage gestellt) und vor allem über seine Motive und seinen Hund Checkers sprach. Danach war er rehabilitiert. So sollte uns die Gegenüberstellung von »Psychologie« und »seriöser Wissenschaft« über unseren spontanen Ärger hinaus zu denken geben. Psychologie, das ist Anmutung, Emotionalität, unscharfes Denken. Hier geht es nicht um Fakten, sondern um Psychologie - ein solcher Satz geht den meisten Journalisten flott von der Hand.

Wenn man das mit der Psychologie und den Psychologen machen kann - woran liegt es? Sind wir nicht seriös genug, oder tun wir ganz im Gegenteil zuviel, um seriös zu wirken, um ernst genommen zu werden, Eindruck zu machen? Ich will wieder auf Sennett zurückgreifen: Die Psychologisierung der sozialen Realität, die von den Medien betrieben wird, beraubt uns der Zivilisiertheit. Zivilisiertheit heißt, daß Menschen voneinander geschützt sind und dennoch die Möglichkeit haben, an der Gesellschaft anderer Gefallen zu finden. Dazu ist eine Maske notwendig, denn Masken ermöglichen Geselligkeit über ungleiche Lebensbedingungen und Gefühlslagen hinweg. Die Psychologen sollten, so wäre die logische Folgerung, mehr auf eine eindeutige und von allen Mitspielern respektierte Maske achten. Das heißt, sie müssen auf die Freuden wohlfeiler Demaskierungen verzichten und versuchen, in Würde und Distanz mit ande-

ren Wissenschaften und auch mit den Medien zu leben, statt dem Zwang zu erliegen, voreilige Intimitäten herzustellen. Daraus kann sich dann, so wollen wir mit Sennett hoffen, eine neue Urbanität entwickeln.

Anmerkungen

- 1 R. Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt (Fischer) 1986
- 2 Vgl. Andreas Grote, Florenz, München 1965, S.123
- 3 Der Briefwechsel Freud/Jung wurde 1974 von William McGuire und Wolfgang Sauerländer im

Fischer-Verlag publiziert. Die zitierten Briefe finden sich auf S. 593 ff

- 4 W. Schmidbauer, Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe. Reinbek 1983
- 5 Norbert Elias, Der Prozess der Zivilisation, Frankfurt 1976
- 6 Lionel Trilling, Das Ende der Aufrichtigkeit, Frankfurt 1989. Der Originaltitel ist präziser: Sincerity and Authenticity; die entsprechenden Vorlesungen hielt Trilling 1970 in Harvard
- 7 J. J. Rousseau, Bekenntnisse, München (Winkler) 1978, S.9
- 8 L. Trilling, Das Ende der Aufrichtigkeit, Frankfurt 1989, S.133

Netfeelings

Das Emotionale in der computergestützten Kommunikation

Christina Schachtner

Zusammenfassung

Aufgrund der veränderten Kommunikationsmöglichkeiten in Datennetzen ergibt sich ein neuer, spezifischer Entstehungskontext für das moderne Gefühlsleben. Insbesondere situative Gefühle besitzen über ihren Weltbezug eine handlungsleitende Funktion. Für das Gefühlsleben im Netz entstehen hier vollkommen neuartige Herausforderungen, die an bislang selbstverständliche Grundbedingungen des emotionalen Lebens der Menschen rühren. Solche Herausforderungen sind etwa der Zeitunterschied in der netzgestützten Kommunikation, die Abwesenheit der leiblichen Sphäre des Gesprächspartners, die Möglichkeit, auf der sprachlichen Ebene relativ rasch einen intensiven Kontakt zum Gegenüber herzustellen, die Gefahr von emotionalen Mißverständnissen und die daraus entstehenden, neuen Empfindlichkeiten und Verletzbarkeiten. Diese neuen Risiken, aber auch Chancen werden anhand von mehreren Beispielen veranschaulicht. Abschließend wird

die mit den emotionalen Herausforderungen in der computergestützten Netzkommunikation einhergehende Dekonstruktion tradierter Strukturen von Subjektivität erörtert.

Warum stelle ich mir dieses Thema? Warum gehe ich davon aus, dessen Bearbeitung könnte auch für andere von Interesse sein? Verspricht diese neue Fragen, spannende Blickwinkel und überraschende Erkenntnisse? Wenn ja, was geht uns das dazugewonnene Wissen an?

GEFÜHLE ALS BRÜCKE ZUR WELT

Nicht der Verstand, sondern Gefühle stehen nach Herder am Anfang jeder Erfahrung (vgl. Herder 1961, 854 ff.). Gefühle bilden ein Kernstück unserer Subjektivität. Sie kommen uns in besonderer Weise nahe; sie beschleichen, ergreifen, überwältigen, erschüttern, blockieren oder beflügeln uns (vgl. Schmitz 1995, 49). Seit Beginn der Neuzeit besteht die Tendenz, zwei Klassen